

A D A M S A S S



**KEIN PARADIES  
FÜR**

**CONNOR MAJOR**

**ÜBERSETZT VON HANNAH REVILO**

ADAM SASS

KEIN PARADIES FÜR CONNOR  
MAJOR

Aus dem Amerikanischen von  
Hannah Revilo



SECONDCHANCES

## **Über das Buch**

Gibt es etwas Schlimmeres, als ein Siebzehnjähriger mit Hausarrest im ländlichen Illinois zu sein? Ja, gibt es. Nämlich, wenn dich deine streng religiöse Mutter eines Nachts auf eine einsame Insel verschleppen lässt, damit dir dein »abartiger schwuler Lebensstil« ausgetrieben wird. Statt im Paradies landet Connor in der Hölle. Denn in diesem Camp voller Lügen, Angst und Geheimnisse ist mehr als nur eine Leiche begraben ...

## **Über den Autor**

Die Idee für seinen ersten Roman kam Adam Sass während der Arbeit bei Starbucks. Seine Einfälle hielt er mit Filzstift auf allen möglichen Zetteln fest - und war beim Kaffeenzaubern vielleicht ein klitzekleines bisschen abgelenkt. Sein Thriller »Surrender Your Sons« wurde in den USA als eines der besten Jugendbücher des Jahres 2020 gefeiert. Adam Sass lebt mit seinem Ehemann und seinen Hunden in North Carolina. Seine Romane begeistern durch starke queere Charaktere und die drei H im queeren Leben: Humor, Herz, Horror.

Die englische Ausgabe erschien 2020 unter dem Titel »Surrender Your Sons« bei  
Flux.

Deutsche Erstausgabe Oktober 2021

© der Originalausgabe 2020: Adam Sass

© Verlagsrechte für die deutschsprachige Ausgabe 2021  
Second Chances Verlag, Inh. Jeannette Bauroth  
Eisenbahnweg 5, 98587 Steinbach-Hallenberg

Original English language edition published by North Star  
Editions 2297 Waters Drive, Mendota Heights, MN, 55120,  
United States. Arranged via Licensor's Agent: DropCap  
Rights Agency. All rights reserved.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch auszugsweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: Jervy Bonifacio

Umschlagmotive: Depositphotos, unter Verwendung von Motiven von  
Vika200581.mail.ru, shock, Lvovich17

Lektorat: Michaela Kolodziejcok

Korrektorat: Ulrike Gerstner

ISBN 978-3-948457-39-6

[www.second-chances-verlag.de](http://www.second-chances-verlag.de)

# Inhaltsverzeichnis

Titel

Über den Autor

Impressum

Widmung

Vorbemerkung des Autors

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

**19**

**20**

**21**

**22**

**23**

**24**

**25**

**26**

**27**

**28**

**29**

**30**

**31**

**32**

**33**

**34**

**35**

**36**

**37**

**38**

**39**

**40**

**EPILOG**

**DANKSAGUNG**

*Für meinen Mann:*

*Du hast nie aufgehört, an mich zu glauben.*

*Für meine Eltern:*

*Mein Coming-out hat uns nur stärker gemacht.*

*Für die Ausgestoßenen:*

*Findet zueinander und überlebt gemeinsam.*

# VORBEMERKUNG DES AUTORS

## UND EIN PAAR WORTE DER WARNUNG

Dieses Buch ist ein Thriller. Aber wie bei Fahrgeschäften und Achterbahnen müssen für den perfekten Nervenkitzel ein paar Sicherheitsvorkehrungen beachtet werden. Zunächst einmal möchte ich voranschicken, dass in diesem Buch queerer Schmerz vorkommt. Aber das ist nicht das, worum es in diesem Roman geht. Es geht darum, wie queere Menschen mit ihrem Schmerz umgehen. Queerer Schmerz wurde in den Medien entweder schon allzu oft breitgetreten oder irgendwie verhackstückt. Queere Menschen sind ständig mit Schmerz konfrontiert, und sei es nur mit dem gelegentlichen Gefühl der Andersartigkeit und Isolation. Meiner Erfahrung nach verarbeiten queere Menschen Schmerz auf vielfältige Weise, aber ein häufig beschrittener Weg ist Humor. In »Kein Paradies für Connor Major« werdet ihr queeren Jugendlichen begegnen, die Schlimmes erleben, und manchmal reißen sie dann einen Witz darüber.

Aber die universelle queere Erfahrung gibt es nicht, und so habe ich für dieses Buch eine Vielzahl unterschiedlichster Jugendlicher erfunden. Zur queeren Community zu gehören, ist sozusagen das ultimative Gruppenschulprojekt. Man sollte nicht die Person sein, die die ganze Arbeit den anderen überlässt! Die kann niemand leiden!

Als letzten Punkt möchte ich die »S«-Wörter ansprechen. Für viele Menschen kann schon die Erwähnung von Selbstverletzung verstörend sein. So sehr ich mir auch gewünscht hätte, »Kein Paradies für Connor Major« zu einer suizidfreien Zone zu machen, empfand ich es als meine Pflicht, die Folgen der Konversionstherapie zu zeigen, und ich hätte diese Geschichte nicht vollständig erzählen können, wenn ich den Suizid dabei ausgespart hätte. Suizid macht zwar nicht das ganze Buch aus, aber er kommt vor.

Ich verspreche euch, liebe Leserinnen und Leser: In »Kein Paradies für Connor Major« gibt es auch Licht in der Dunkelheit.

In diesem Buch passieren schlimme Dinge, aber wie im richtigen Leben werdet ihr, wo das Schicksal zuschlägt, auch Humor, guten Freunden und Mut begegnen, den ihr euch in euren kühnsten Träumen nicht vorgestellt hättet.

Nachdem dies nun geklärt ist, freue ich mich, euch »Kein Paradies für Connor Major« vorzustellen.

Euer Adam Sass

# 1

## MOMS ULTIMATUM

Dieser Krieg dauert schon viel zu lange, aber nicht für meine Mutter. Obwohl sie seit ihrer Rückkehr von der Arbeit gute Laune hat, hüte ich mich, unvorsichtig zu werden. Irgendwie ist das eine Falle. Ihre Fröhlichkeit hängt über unserem Abendessen wie die Sonne über der Sahara – allgegenwärtig und erbarmungslos. Sie glaubt, ich hätte nicht den Mut, die Frage zu stellen, die unseren zerbrechlichen Waffenstillstand zerstören wird – die Frage, die mich schon seit über einer Woche beschäftigt –, aber ich habe den Mut sehr wohl:

»Übrigens ... wann bekomme ich mein Handy wieder?«

Ich stelle die Frage ganz ruhig, ohne Nachdruck oder Wut. Dennoch flackert in den Augen meiner Mutter das Feuer auf, das während unseres unerträglich gesitteten Abendessens vor sich hin geschwelt hat. Mom schiebt ihren Teller mit dem halb aufgegessenen Hähnchen weg und fragt: »Dein Handy?« Offenbar ist meine Frage der Skandal des Jahrhunderts. »Ist das dein Ernst?«

Es ist mir bitterernst, aber ich zucke mit den Schultern: Ich muss unbedingt gleichgültige Gelassenheit ausstrahlen, auch wenn mir mit jedem Tag, an dem ich von Ario und meinen Freunden getrennt bin, elender zumute ist. Wenn Mom könnte, würde sie mir mein Handy für immer

vorenthalten. Beim letzten Thanksgiving hat mein Onkel sich bei mir beschwert: »Du behandelst dieses Ding wie einen zweiten Schwanz!« Da hat er zwar nicht ganz unrecht, aber ich bin jetzt schon seit fast zwei Wochen ohne Handy, und dieser Kampf um meine geistige Verfassung hat sich zu einem Gemetzel ausgeweitet.

»Ich wollte ja nur wissen ...«, beginne ich vorsichtig, erneut auf der Hut, »ob du mir einen *Zeitrahmen* nennen könntest, in dem ich es wiederbekomme?«

»Soll das ein Witz sein?« Mom wird von Sekunde zu Sekunde entschlossener, während sich in meinem Nacken sämtliche Muskeln anspannen. »Es handelt sich hier um eine Strafe, Connor ...«

»Ich habe nichts falsch gemacht!« In einem Anfall von Leichtsinn springe ich von meinem Stuhl auf, in dem idiotischen Versuch, sie mit meiner Körpergröße einzuschüchtern (nach meinem siebzehnten Geburtstag habe ich akzeptiert, dass ich mit meinen eins achtundsechzig den Kürzeren gezogen habe).

»Jetzt werd bloß nicht unverschämt! Und ich habe dir nicht erlaubt, vom Tisch aufzustehen.« Mom nimmt das silberne Kreuz, das sie über ihrem Schwesternkittel trägt, und küsst es – nein, sie presst ihre Lippen darauf; ihr typischer Bittruf an Christus, er möge ihr aus einem weiteren Schlamassel helfen, in den ihr ungläubiger Sohn sie gestürzt hat. Mit einer Geste fordert sie mich auf, mich zu setzen, und ich gehorche mit einem extra lauten Schnauben. Mom und ich übertrumpfen uns gegenseitig,

während wir uns höhnisch anstarren, als wollten wir uns beweisen, wer von uns beiden es schwerer hat. Sie atmet durch die gespitzten Lippen aus, und ich schnippe genervt eine schweißfeuchte Locke aus meinem Gesicht.

Unser scheppernder Sumpfkühler von einer Klimaanlage verschafft uns keinerlei Erleichterung von der jüngsten Hitzewelle, die Ambrose zusetzt, aber der Gestank der hochsommerlichen Hühnerkacke von der Nachbarfarm wird selbst noch vom leisesten Lüftchen problemlos getragen. Ich schaufele mir in schwindelerregendem Tempo Pfefferminzeis in den Mund, bis mir ein klebriger rosa Tropfen auf die Shorts platscht, neben einen Fleck Chilisoße von gestern. Es ist das gleiche laufstegverdächtige Outfit, das ich schon die ganzen Sommerferien trage: eine kurze Sporthose und ein weiter Hoodie mit abgeschnittenen Ärmeln.

*Was kümmert mich mein Aussehen? Wegen Mom werde ich meinen Freund womöglich nie wiedersehen.*

Vor meinem Coming-out hat mein Freund Ario die ganze Zeit davon gequatscht, wie wichtig es sei, dass ich mich endlich oute: Es würde mir das Leben retten, das Essen würde besser schmecken, und der Duft nach frischem Lavendel würde die Luft erfüllen. Nun, ich habe es getan - ich bin jetzt schon seit Monaten geoutet, aber langsam habe ich den Verdacht, dass er nur irgendwelche YouTuber zitiert hat, die entweder gelogen haben oder Glück hatten.

*Wenn offen schwul sein so ist, kann er es gern behalten.*

Als ich es meiner Mom sagte, habe ich meinen Freund nicht erwähnt. Ich durchlebte einen frostigen - aber

straflosen – Sommer, in dem Mom mein Schwulsein behandelte, als wäre es nur ein hypothetisches Ärgernis. Aber dann fand sie heraus, dass es da einen realen Jungen gab, mit Lippen und Bartstoppeln und schmutzigen, unanständigen, unguten Absichten. Das war der Punkt, an dem sie mir das Handy wegnahm. Ab da ging es rasend schnell: der Laptop – konfisziert, das WLAN – gestrichen. Meine Freunde dürfen mich nicht mehr besuchen – außer Vicky, meiner besten Freundin (und gleichzeitig meine Ex-Freundin), die letzte Hoffnung meiner Mutter auf einen normalen Sohn. Nicht dass das eine Rolle spielen würde. Seit der Geburt ihres Sohnes hat Vicky keine Zeit mehr, sich mit mir zu treffen – keine Ahnung, wie sie ihren Abschluss schaffen will, während sie sich um ein Neugeborenes kümmert. Das Baby ist zwar nicht von mir, aber erzählt das mal meiner Mutter, die plötzlich unbedingt Großmutter werden will.

*Schwul? Das würde Jesus nicht gefallen.*

*Deine Freundin schwängern? Nun, Kinder sind ein Segen, und wenigstens bist du nicht schwul.*

Mit finsterem Gesicht lecke ich mir das trocknende Pfefferminzeis von den Fingern, wo sich unter den Nagelhäutchen noch Überreste meines grell-lila Nagellacks verstecken. Als Mom mir das Handy wegnahm, hat sie auch den Lack entfernt – es war eine erbarmungslose Razzia. Sie ging dabei mit eigentümlicher Heftigkeit vor. Tunkte meine Hände in eine Schale mit Alkohol, und voilà, keine lila

Fingernägel mehr. Nur männliche, blasse Würstchen, wie Gott sie gewollt hat.

*Wenn Ario hier wäre, würde er mir die Fingernägel neu lackieren. Ario macht alles wieder heil.*

»Ich hatte vorhin vergessen, dir zu sagen ...«, beginnt Mom und beruhigt sich ein wenig. »Offenbar hatte ich recht – das Geburtstagsgeschenk deines Vaters ist in der Post hängen geblieben.«

Ich schneide eine Grimasse und kratze die letzten Reste von meinem Eis aus der Dessertschale. Mein Geburtstag war am Memorial Day im Mai, und mittlerweile ist auch der Vierte Juli längst vorbei. »Es ging zurück an den Absender.« Er hat meinen Geburtstag natürlich vergessen. Ich habe mich inzwischen damit abgefunden, dass er jedes Detail meines Lebens verpasst und ignoriert und dass er nicht mehr da ist, aber ... tu doch nicht so, als würde ich ihm etwas bedeuten.

An einer Kerze, die auf dem Tisch platziert ist, lehnt ein dicker gelber Umschlag, auf dem mein Name steht. Was auch immer mir Dad in diesem Umschlag geschickt hat, es wird irgendetwas Halbherziges sein. Ich ignoriere den Brief.

»Weißt du, wahrscheinlich lag es am internationalen Versand. Auf den ist einfach kein Verlass«, fährt Mom fort, die mir unbedingt diese Lüge andrehen will, ob es sich nun um ihre eigene Erfindung handelt oder um etwas, das Dad ihr verkauft hat.

»Ja, klar, internationaler Versand«, sage ich. »Da braucht alles zwei Monate, schließlich leben wir noch im

achtzehnten Jahrhundert. Und die Post wird immer noch mit der Titanic durch die Gegend geschickt.«

»Connor ...«

»Dir kann man wirklich alles erzählen, was?«

Moms Lächeln friert ein und erlischt. *Sieg*. Eine böartige Wärme füllt meine Lunge, während ich das Gefühl auskostete, sie endlich getroffen zu haben. Leider folgt prompt das schlechte Gewissen, wie immer. Dad hat Mom jahrelang durch die Hölle gehen lassen – mit seinen Lügen, seinen Wutanfällen, seiner Sauferei und indem er sie schließlich verlassen hat – und ich habe gerade Salz in die Wunde gestreut. Aber ich behalte meine unfreundliche Miene bei. Solange Mom verletzbar ist, besteht eine kleine Chance, dass sie einknickt und mir mein Handy zurückgibt.

»All diese Streitereien«, sagt Mom und führt mit zitternder Hand die Gabel zum Mund. »Ich versuche hier, zivilisiert mit deinem Dad umzugehen. Kannst du in diesem Punkt nicht einfach ... auf meiner Seite sein?«

Ein Feuer lodert in meinem Inneren auf. Noch mehr Gewissensbisse. Das ist ihre Masche: Sie fährt die Mitleidstour, und irgendwann fühle ich mich dann wie der letzte Dreck, nur weil ich mit ein bisschen Anstand und Würde behandelt werden will. Am Ende überwiegen dann die Gewissensbisse, und ich gebe klein bei. »Ich bin ja auf deiner Seite, Mom.« Sie legt das Kinn auf ihre verschränkten Finger, stößt einen tiefen Seufzer aus und weint in ihr Essen. Die Schuldgefühle fressen mich auf. »Jetzt wein doch bitte nicht ...«

»Es ist so schwer, einen Jungen allein großzuziehen«, wimmert sie und tupft sich die Augen mit der Serviette ab.

»Mom, bitte, nicht schon wieder«, stöhne ich, und die Gewissensbisse verflüchtigen sich, als neue Wut in mir aufflackert.

»Du weißt ja nicht, was du Vicky damit antust, dass du die Sache nicht richtigstellst ...«

»Ich bin nicht der Vater!«

»Wer dann? War das etwa eine Jungfrauengeburt?«

»Keine Ahnung. Das geht mich nichts an ...«

»Du warst über ein Jahr mit ihr zusammen. Dann bekommt sie auf einmal ein Baby und du erzählst mir, dass du ... Männer magst.«

»Du glaubst, ich hätte einen Freund erfunden, um mich vor der Vaterschaft zu drücken?«

»Und, war es so?«

»Wenn du mir mein Handy gibst, kann ich dir gerne Fotos zeigen. Mein Freund ist real.«

»Dein Dad wollte auch keine Verantwortung für ein Kind übernehmen. Nicht, dass ich euch einen Vorwurf mache. Es ist schwer, ein Kind großzuziehen, sehr schwer. Man ist die ganze Zeit so machtlos.«

»Hör auf, Mom! Du klingst wie eine kaputte Schallplatte!«, knurre ich. Nichts wird sie je überzeugen, weil sie nicht überzeugt werden will. Selbst wenn ich einen Vaterschaftstest machen lassen würde und ihr das Ergebnis unter die Nase hielte – sie würde glauben, ich hätte es gephotoshoppt. Diese Babygeschichte dient einfach nur

dazu, das Unbehagen zu kaschieren, das sie wegen mir empfindet. Dabei ist es noch nicht mal das Gleiche wie bei Dad; er hat mich nie verleugnet. Er ist elf Jahre lang geblieben und dann nach England abgehauen, zu seiner Ex-Freundin. Er ist ein Scheißkerl, aber für meine Mom ist mein Coming-out mindestens genauso unverzeihlich.

Die letzten Wochen waren eine Qual für uns beide. Ich vermisse meine normale Mom.

»Diese ganzen Streitereien führen zu nichts«, sagt sie und wischt sich die nassen Wangen mit einer weiteren Serviette ab.

»Wir sind doch ein Team, oder?« Ich nehme ihre Hand – alles, wenn nur dieser Sturm sich legt. Sie schließt die Augen und lächelt.

*Jetzt, Connor.*

Während sich ein Kloß in meiner Kehle bildet, frage ich: »Können wir die Sache nicht begraben? Kann ich nicht einfach mein Handy wiederhaben, und wir ziehen einen Schlusstrich?«

»Connor«, stöhnt Mom und reißt ihre Hand weg, von plötzlichem Ekel gepackt, als hätte ich sie angeniest. Das abrupte Ende unseres Waffenstillstands jagt mir einen Schauer über den Rücken. Sie legt die Hände aneinander und drückt sie an den Mund. *Die Gebetshaltung! Marcia Major fährt die ganz großen Geschütze auf.* »Du solltest deine Prioritäten überdenken. An deiner Stelle würde ich mir weniger Gedanken über mein Handy machen und mehr über meine Noten in der letzten Zeit. Den College-Test noch

einmal machen. Dich an deine Motivationsschreiben setzen. Der Gedanke, dass deine Freunde auf gute Colleges gehen werden, während du zu Hause sitzt und fernsiehst und rumkicherst, oder was auch immer du tust, während Vicky ihren Sohn Avery alleine großzieht, sollte dir wirklich Kopfzerbrechen bereiten. *Ich* würde mir darüber Gedanken machen, irgendwann fünfundzwanzig zu sein und immer noch so zu leben wie jetzt. Oder vierzig, während du in meiner Küche über irgendeinen angeblichen Freund fantasierst ...«

»Ich *habe* einen Freund.«

»Nein. Jedenfalls nicht, solange du hier wohnst.«

Mom beendet ihren Satz, und ich wende mit einer Kopfbewegung, wie man sie nur aus Telenovelas kennt, abrupt das Gesicht ab. Sie verdient es nicht, dass ich sie ansehe. Meine Kehle ist wie zugeschnürt, und ich bekomme nicht genug Luft, um ihr ins Gesicht zu schreien, was für einen Scheiß sie da redet. Durch unser riesiges Panoramafenster blicke ich hinaus auf die Landstraße und das weite Farmland, in dem ich festsitze. Die einzigen Häuser in unserer Straße sind unseres und die Hühnerfarm der Familie Packard. Reverend Packard, der Besitzer der Farm, ist außerdem der Pfarrer der Gemeinde und der einzige Freund meiner Mom. Sie will sich nach der Arbeit nicht mit den anderen Krankenschwestern treffen. Sie meidet den Kontakt mit allen Leuten, die ihr sagen könnten, was für eine verbohrte Fanatikerin aus ihr geworden ist.

Über Reverend Packards Sojafeldern verwandeln sich die Sturmwolken in eine widerliche gelbe Masse. Die Packards wechseln bei ihren Feldfrüchten jährlich ab – ein Jahr Mais, ein Jahr Sojabohnen. Mais, Sojabohnen, Mais, Sojabohnen. In den Mais-Jahren liegt ein Hauch von Magie und Möglichkeit in der Luft. Als ich noch klein war, habe ich mir immer vorgestellt, dass sich zwischen den dicken Stängeln schuppige, blaue Geschöpfe und Elfen verstecken und Schabernack aushecken. Aber in den Soja-Jahren – so wie in diesem Jahr – sieht man meilenweit, und Ambrose, Illinois, zeigt sich als das, was es ist: Getreidesilos, Kirchen, und das wars.

Während ich wie hypnotisiert auf die Straße starre, die unser Haus von den endlosen Sojafeldern trennt, fährt dort eine schwarze Großraumlimousine vorbei. Es ist der einzige Wagen, seit wir uns zum Essen hingesezt haben, aber ich sehe ihn schon zum dritten Mal. Die schwarze Limousine – auch die Fenster sind schwarz getönt – umkreist unser Haus wie ein Bussard. Wahrscheinlich haben die sich verfahren. Niemand kommt jemals absichtlich nach Ambrose (abgesehen von mir und meiner sitzen gelassenen Mutter).

»Das hier ist für dich gekommen«, sagt Mom und tippt auf den gelben Umschlag auf dem Tisch.

»Von Dad«, erwidere ich verächtlich. »Das hattest du bereits gesagt.«

»Nein, sein Geschenk hängt auf dem Postweg fest, *das* hatte ich bereits gesagt. Erinnerst du dich noch an Ricky Hannigan? Dem du sein Essen auf Rädern gebracht hast?«

Ein Kribbeln fährt durch meine Finger, wie Glühwürmchen, die über einem Sumpf ausschwärmen. Unter anderen Umständen wäre ich dankbar für den Themawechsel, aber allein schon die Erwähnung von Mr Hannigan bewirkt, dass sich meine Eingeweide zusammenziehen. Ricky Hannigan war ein älterer Kunde, der seit dem Ende des Schuljahres jedes Wochenende von meiner Wenigkeit Essen auf Rädern geliefert bekam.

Aber das ist jetzt vorbei.

»Ja, ich erinnere mich an Mr Hannigan«, sage ich und schüttele den Kopf, um das Gefühl der Benommenheit loszuwerden.

»Also, er ist gestorben.«

»Ich weiß, dass er gestorben ist. Hallo? Deswegen beliefere ich ihn nämlich nicht mehr. Hast du gedacht, ich sitze hier freiwillig den ganzen Tag herum und gehe dir auf die Nerven?«

»Jedenfalls sieht es so aus, als hätte er dir etwas hinterlassen.« Wieder klopft Mom auf den dicken Umschlag. »Ist das nicht nett? Der Reverend hat den Brief vorbeigebracht. Er wollte ihn dir selbst geben, aber du warst ja so lange unter der *Dusche*.«

Meine Wangen werden tiefrot bei der Vorstellung, dass meine Mom mit dem verdammten Reverend darüber geredet hat, wie lange ich unter der Dusche war. Na und? Dann war ich eben eine Weile da drin und habe mir vorgestellt, dass Ario bei mir ist und wir uns unter dem herabrauschenden Wasser eng zusammendrängen. Ich habe

kein Handy, keine Freunde und den lieben langen Tag nichts anderes zu tun, als mich auf ein bisschen Wichsen unter der Dusche zu freuen – während ich von Arios perfekter, behaarter Brust träume ... von seinen Locken ... davon, wie seine Füße in die Luft ragen ...

»Danke«, sage ich und lasse den Umschlag neben die vom Kondenswasser feuchte Eiscremepackung fallen. Rickys Päckchen ist federleicht – ob da wohl Bargeld drin ist? Ein Scheck? Seltene Briefmarken? Ricky Hannigan hat in einer miesen Bude gewohnt, und jeder Penny, den er besaß, floss in seine medizinische Versorgung, ich sollte mir also nicht zu viel erhoffen. Dennoch, er hätte mir nichts hinterlassen müssen. Irgendwie ist mir die Sache peinlich, ich habe ihn doch kaum gekannt.

»Willst du den Umschlag nicht aufmachen?«

»Ich warte, bis ich allein bin.« Ich wende mich ihr zu, die Hände gefaltet, und zwingt mich, nicht zu blinzeln. Sie wird kein Jota von dem erfahren, was in mir vorgeht. Das geht alles auf das Connor-Major-Neues-Handy-Leck-Mich-Konto.

»Mr Hannigan war ein netter Mann, aber sehr zurückhaltend. Er hätte nicht gewollt, dass ich den Brief in Gegenwart von anderen Leuten aufmache.«

Das ist eine Lüge. Ricky Hannigan war mit allen befreundet, die ihn besuchten. Ein paar Wochen, bevor mein vorletztes Highschooljahr zu Ende ging (und ich mich unklugerweise outete), brachte Mom den Reverend dazu, mich bei Essen auf Rädern unterzubringen, damit ich meine Sommerferien damit vergeudete, christliche Dinge für

christliche Menschen zu tun. Die meisten meiner Kunden waren unfreundliche Schwachköpfe, aber nicht Ricky. Er lächelte immer, wenn er mich sah.

Ich werde nicht oft angelächelt.

Ricky war zwar genauso alt wie der Reverend, aber er war auf Essenslieferungen angewiesen, weil er vor Ewigkeiten einen Unfall gehabt hatte. Er konnte kaum sprechen, weshalb ich ihn nie viel wegen seiner Verletzung löcherte. Als ich dann letztes Wochenende mit der üblichen Liefermahlzeit zu Ricky kam, war sein Krankenbett leer. Er war gestorben. Danach stellte der Reverend meine Liefertouren ganz ein, so als wäre Ricky der einzige Kunde gewesen, auf den es ankam.

Vor unserem Fenster fährt die schwarze Limousine ein viertes Mal vorbei. Diesmal sehen Mom und ich sie beide. Sie zuckt zusammen, ihre Hand fährt nach unten, die Gabel klappert gegen den Teller, und bei dem plötzlichen Lärm bleibt mir fast das Herz stehen. *Das Panik-Gen habe ich offenbar von ihr, vielen Dank auch, Marcia.* Nachdem sie den Soßenfleck von unserer Plastiktischdecke gewischt hat, streicht Mom ihren Vorhang aus dunklem Haar nach hinten und verkündet: »Connor, deine Bestrafung ist zu Ende.«

Zum ersten Mal seit Wochen erfüllen Honig und Sonnenschein mein Herz. *Echt jetzt? Einfach so?* Nach diesem langen, blutigen Krieg bin ich so verblüfft über ihre Hundertachtziggradwendung, dass ich unwillkürlich herausplatze: »Wieso?«

»Willst du denn nicht, dass sie vorbei ist?«

»Doch! Entschuldige, das sollte nicht pampig klingen. Es ist nur ... Wieso hast du deine Meinung geändert?«

Mom schließt die Augen und lässt mich leiden, bis sie sie wieder öffnet. »Weil meine Strafen nichts ändern.«

*Heiliger Strohsack! Jetzt keine Frechheiten, Connor, einfach nur lächeln und nicken.*

Nach einem langen Augenblick schiebt Mom es mir über den Tisch zu – mein Handy in seiner türkisfarbenen Hülle. Mein Tor zu anderen Welten als dieser hier. Ich schließe die klammen Finger um meinen alten Freund; das kühle Metall ist pure Glückseligkeit und lässt mein Herz bereits langsamer schlagen. Ohne ein weiteres Wort nehme ich das Handy, um mich an den Dutzenden von Nachrichten, Bildern und »Ich vermisse dich« von Ario zu erfreuen.

Aber da ist nichts von alledem. Das Display bleibt dunkel. Mom hat das Handy nicht aufgeladen.

Sie atmet langsam aus, entfaltet einen zerknitterten Zettel, streicht ihn neben ihrem halb leeren Teller glatt und überfliegt die Seite. Während Mom liest, atmet sie bewusst tief und gleichmäßig. Ich habe keine Ahnung, ob ich sitzen bleiben oder ihr aus den Augen gehen soll, weshalb ich »Danke« murmele und meinen Stuhl zurückschiebe.

»Da ist nur noch eins, was ich dir sagen muss«, flüstert sie, den Blick immer noch auf das Papier gerichtet. Ich sinke wieder auf meinen Stuhl zurück, mit nichts als diesem bedrohlichen Ziehen im Magen. »Ich habe einiges darüber gelesen, wie man ein Ultimatum stellt und Grenzen setzt« – sie schluckt –, »und ich werde dir meine jetzt vorlesen.«

»Okay«, sage ich mit angehaltenem Atem. Sie schmeißt mich raus. Bisher war sie noch nie nervös, wenn sie mich herunterputzen wollte, und jetzt gibt sie mir auf einmal mein Handy wieder und kann nicht mehr weiteressen?

Jetzt kommt es. Das Ultimatum.

»Connor«, liest Mom vor, »offenbar hast du beschlossen, deine Pflichten zu ignorieren, um mit einem anderen Jungen zusammen zu sein. Diese Entscheidung wird Konsequenzen haben. Dieser Junge, oder auch ein anderer Junge, oder ein Mann ... ich will ihn nicht treffen. Ich will ihn in keiner Weise kennenlernen. Solltest du einen Mann heiraten, werde ich nicht zur Hochzeit kommen, und er wird niemals Teil unserer Familie sein. Solltest du eines Tages weitere Kinder haben – gekauft, oder wie auch immer –, werden sie nicht zu unserer Familie gehören. Du selbst bist hier immer willkommen. Aber niemand, mit dem du verheiratet bist – es sei denn, es handelt sich um Vicky. Das sind meine Bedingungen, und das ist der Preis für dieses Handy. Bist du damit einverstanden?«

Sie sieht auf, die Augen gerötet.

»Ähm ... klar doch ... ist gut«, sage ich, wobei ich mit meiner benutzten Gabel auf dem Teller herumspiele. *Wieso konnte sie nicht einfach schreien?* Mir ist nicht mal nach Weinen zumute. Das flaue Gefühl in meinem Magen ist verschwunden, und ein großes, fettes, leeres Nichts hat seinen Platz eingenommen. Ein Kind großziehen, das nicht von mir ist – und meine beste Freundin zur Ehe mit einem

Typen zwingen, der auf Typen steht -, oder für immer alleine bleiben. Das ist die Entscheidung, vor die Mom mich stellt.

»Das war wohl nicht das, was du erwartet hattest?«, fragt sie, während Tränen ihre Augen und ihre Nase verstopfen. »Was hattest du denn erwartet? Dass mir das alles egal ist? Dass es keinen Einfluss auf meine Gefühle für dich hat?«

»Hat es denn ... einen Einfluss auf deine Gefühle für mich?«

Ein ausdrucksloser Blick begegnet mir. Die Angst fährt mir in die Glieder, schnell und heftig, als würde ich eine vibrierende Rüstung tragen. Ich will lieber Ario schreiben, statt einen Zusammenbruch am Esstisch zu haben, also nehme ich mein Handy und Mr Hannigans Umschlag und stehe auf. Ich bin bereits um die Frühstücksinsel herum und fast an der Treppe angekommen, als Mom hinter mir mit neuer, wütender Energie auf mich losgeht:

»Und geh ja nicht online und zieh über mich her! Ich weiß, dass du das tust.«

»Das ist nicht wahr.«

»Oh doch.«

»Woher willst du das wissen? Du kennst meinen Account doch gar nicht!«

»Gina hat mir Screenshots geschickt.«

*Gina.* Ich fahre betroffen herum, im Durchgang zwischen Küche und Flur, wo Fliesen auf Teppichboden treffen. VERRAT. Meine Cousine Gina, mit ihrem selbstgefälligen Arschloch-Ehemann, der Rechtsanwalt ist, hat nichts

Besseres zu tun, als mir hinterherzuspionieren und ihr potthässliches Baby zu stillen. *Wieso nur will meine ganze Familie mich buchstäblich umbringen?*

»Ihr seid Abschaum, alle miteinander!«, brülle ich. Aber Wut funktioniert bei Mom nie, davon wird sie nur noch selbstgerechter. Ihre Tränen sind bereits getrocknet.

»Besprich unsere Privatangelegenheiten mit niemandem, auch nicht online. Hast du mich verstanden? Und Bilder, auf denen ihr euch küsst, wirst du löschen.«

»Nein.«

»Entweder du löschst sie, oder du kannst nicht ...«

»Dann gehe ich eben!« Ich gönne ihr nicht die Genugtuung, ihre Drohung zu beenden: ... *oder du kannst nicht länger hier wohnen*. Ich stampfe so fest mit dem Fuß auf den Fliesenboden, dass er eigentlich bersten müsste.

Mom zuckt immer noch mit keiner Wimper.

Sie tut es wirklich. Echt jetzt, sie schmeißt mich raus? Wo soll ich denn hin? Dad lebt in einem ganz anderen Land und macht sich noch weniger aus mir als sie, soweit das überhaupt möglich ist. Ich könnte vielleicht bei Ario unterkommen ... Es wäre mir zuwider, ihn noch mehr in mein Familiendrama hineinzuziehen, als ich das ohnehin schon getan habe, aber ich habe keine Wahl, und seine Mom würde mir sofort helfen.

Sie ist so nett. Sie ist so normal.

*Wieso nur haben alle anderen eine nette, normale Mom und ich diese Vollkatastrophe?*

Mühsam versuche ich zu atmen, während mir ein Angstschauer über den Rücken jagt. *Jetzt nicht ohnmächtig werden!* Ich brauche Musik – Carly Rae. Ariana. Im Moment würde ich alles nehmen, solange es mich nur aus dieser Spirale befreit. Schließlich nicke ich – von Kopf bis Fuß gefühllos – und schleppe mich nach oben. Ich komme an einer Wand vorbei, an der Kruzifixe aus glasiertem Porzellan und gerahmte Porträts von der Hochzeit meiner Eltern hängen – billige bunte Kleider und elegante Männer in Anzügen. Eine wahre Karambolage zwischen Floridianern und Engländern. Irgendwo auf diesen Bildern bin auch ich, ein sechzehn Wochen alter Fötus. Ein heimlicher Hochzeitsgast. Und meine Eltern, die fröhlichen Lügner. Sie sind fast mein halbes Leben getrennt gewesen, und sie will mir erzählen, was Gott gutheißt und was nicht.

*Es ist ja nicht für immer, Connor,* rufe ich mir ins Gedächtnis.

Ich habe noch Zeit, sie umzustimmen.

\*\*\*

Endlich bin ich in meinem Zimmer und allein. Das Ladekabel gleitet in die Buchse, und nach dreißig endlosen Sekunden erwacht mein Handy aus seinem Koma. Diese Oase der Ungestörtheit. Ich war schon seit Wochen nicht mehr ungestört (Einsamkeit und Ungestörtheit sind nicht das Gleiche). In meiner untersten Schreibtischschublade liegt dort, wo früher meine Nintendo Switch war, ein übergroßes Buch für die Vorbereitung auf den College-Test. Auf dem Haftzettel, der daran klebt, steht:

*Switch stattdessen hierher.*

Mein Leben ist ein einziger Tatort. Mom geht ständig in mein Zimmer, an mein Handy und durch meine Gaming-Sachen, um Beweise dafür zu finden, dass ich tatsächlich nicht der Sohn bin, für den sie mich gehalten hat.

Ein Feuerwerk von Nachrichten ploppt auf meinem Handydisplay hoch, aber ich will erst meinen Rucksack packen, bevor ich sie lese – bevor ich Gelegenheit habe, meine Meinung zu ändern. Ich stopfe T-Shirts und Socken in einen verschlissenen JanSport-Rucksack, bis er beinahe platzt. Was Hosen angeht, wird mich die Shorts, die ich gerade trage, über den Sommer bringen. In diesem Schätzchen kann ich es wochenlang aushalten. Mehr ist nicht nötig. Mom hat immer noch meinen Laptop, also brauche ich sonst nichts, abgesehen von meinem Fahrrad, damit ich zu Ario komme. Ich werde warten, bis sie schläft, und über alle Berge sein, bevor ich je die Worte *Verlass mein Haus* hören muss.

Ich lege Kacey Musgraves auf. »High Horse« hat einen guten Beat; wenn ich »Space Cowboy« oder eines ihrer langsameren Lieder spiele, werde ich nur weich wie Butter. Unten singt Mom – ohne Ausdruck – während des Geschirrspülens bei Karen Carpenter mit, und ich drehe Ms Musgraves auf meinem Handy voll auf. Durch das offene Fenster kommt eine kühle, nächtliche Brise, aber ich schalte trotzdem den Ventilator auf der Fensterbank ein. Wenn ich so aufgewühlt bin wie jetzt, überhitze ich leicht. Ich ziehe meinen ärmellosen Hoodie aus, rolle mich neben dem

Ladekabel an der Wandsteckdose zusammen und lasse mich von den rauen Teppichfasern massieren, während ich meiner hinterhältigen Cousine Gina schreibe:

*du beschissene Verräterin  
dein Baby ist hässlich*

Nach getanem Werk blockiere ich Ginas Nummer und alle ihre Accounts in den sozialen Medien. So wie ich sie kenne, wird sie einen Fake-Account einrichten, um mir zu folgen, weshalb ich mein Konto auf privat stelle. Jetzt kommen die wichtigen Dinge an die Reihe. Ich sende zwei identische Nachrichten an Ario und Vicky: *Hab endlich mein Handy wieder.*

Sofort erscheinen die drei Punkte, die anzeigen, dass geschrieben wird.

*Ario: OMG, geht es dir gut???*

*Ich: Ich bin so dermaßen am Ende. Du fehlst mir.*

*Ario: Du fehlst mir auch! Hat sie dir weh getan?*

*Ich: Was? Nein, so ist sie nicht. Sie ist einfach nur gemein.*

*Ario: :-(*

*Sorry, warte kurz, meine blöde Schwester lässt mich nicht in Ruhe, bin gleich wieder da.*

*Ich: Ist gut! Alles klar.*

*Aber es ist nicht gut.*

Ich würde Ario gerne sagen, dass ich bereits einen Rucksack gepackt habe, um zu ihm zu fliehen, aber dieser Plan fällt bereits in sich zusammen. Will ich wirklich während meines Abschlussjahrs weglaufen? Wäre es überhaupt legal,

wenn die Navissis mich aufnähmen? Was, wenn seine Mom doch Nein sagt? Auch wenn sie das niemals tun würde. Aber selbst wenn sie einverstanden ist, was wird dann aus der Schule? Ario und ich gehen auf verschiedene Schulen, aber seine ist viel cooler. Ich könnte vielleicht auf seine Schule wechseln – er hat sich dort bereits geoutet und ist wahnsinnig beliebt. Ständig hängt er mit ungefähr einer Million Leuten ab. Ihm kommt niemand blöd. Letzten Monat hat er seinen Abschluss gemacht, wir könnten also nicht das offen schwule Pärchen sein, das zwischen den Schulstunden in den Gängen herumknutscht, aber wenigstens hätte ich es dort leichter.

Ario lebt in White Eagle, einer viel schöneren Stadt, die etwa fünfzehn Meilen entfernt liegt und in der es echte Kultur wie Kinos und Buchhandlungen gibt. Wir haben uns in der dortigen Buchhandlung kennengelernt; er kam direkt auf mich zu, während ich mich in der LGBTQ-Abteilung herumdrückte wie eine verängstigte Katze. Dieser blendend aussehende, ältere Junge mit den Grübchen und der glatten Haut stellte sich mir vor, und ich konnte nur schwitzen, als hätte er mich beim Ladendiebstahl ertappt. Er merkte, wie nervös es mich machte, in dieser Abteilung gesehen und von jemandem angesprochen zu werden, der so ... anziehend war. Er fragte mich nach meiner Nummer, und vor lauter Schreck konnte ich mich nicht mehr daran erinnern (*war es 4731 oder 3471?*). Behutsam nahm er mir das Handy weg, wobei unsere Finger sich kurz berührten, und trug sich selbst als neuen Kontakt ein, unter »Ario, der